



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Michael Montaigne's Gedanken und Meinungen über allerley Gegenstände

Ins Teutsche übersetzt

Montaigne, Michel Eyquem de

Wien & Prag, 1797

Fünf und dreyßigstes Kapitel. Von drey guten Weibern.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-52853](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-52853)

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Von drey guten Weibern.

So bey dreyzehn auf ein Duzend findet man deren nicht, wie jedermann weiß, besonders wenn es auf die Pflichten des Ehestandes ankommt: denn der Handel ist mit so viel heiklichen Umständen verflochten, daß es schwer fällt, daß eine Frau ihren Willen dabey lange unverfehrt halte. Die Männer, ob sie gleich ein wenig wohlfeiler wegkommen, haben doch ein saures Stück Arbeit daran. Der Hauptknoten einer guten Heyrath und ihre wahre Probe liegt in der Zeit der Dauer dieser Gesellschaft, ob sie immer süß, treu und bequem gewesen sey.

Zu unsern Zeiten sehen die Weiber gewöhnlich mehr darauf, ihre Treue und Pflicht und die Hefigkeit ihrer Liebe gegen die Ehemänner, nach deren Tode auszukramen, und suchen wenigstens alsdann Zeugnisse von ihrem guten Willen abzulegen, Zeugnisse, die ein wenig spät und zur Unzeit abgelegt werden. Sie beweisen dadurch viel mehr, daß sie ihre Männer nur im Grabe lieben. Das Leben ist voller Zwist, und der Tod bringt Liebe und Bärtlichkeit hervor. So wie die Väter

die Liebe zu ihren Kindern verheimlichen, so machen auch sie es gern, und verbergen die übrige gegen ihre Männer, um solche in geziemender Ehrfurcht zu erhalten. Dieser Meistergriff ist aber nicht nach meinem Geschmack: sie mögen sich noch so arg die Haare ausraufen, und das Gesicht zerkratzen. Ich erkundige mich gern ins Geheim beynt Kammermädchen oder beynt Schreiber des Hauses: Wie standen sie mit einander? Wie lebten sie mit einander? Ich erinnere mich immer jenes Einfalls: *jactantius moerent, quae minus dolent!* Ihr Winzeln und Wehklagen, wird den Lebenden verdrießlich, und ist unnütz dem Verstorbenen. Wir erlassen ihnen gern die Thränen nachher, wenn sie uns nur während wir leben zulächeln. Sollte man nicht vor Arger darüber wieder auferstehen? Wer mir, so lange ich noch da war, ins Gesicht spie, will wir, wenn ich nicht mehr bin, die Füße waschen? Wenn irgend Ehre dabey ist, die Todten zu beweinen, so gebührt sie nur denen, welche ihnen gelächelt haben: diejenigen, welche im Leben weinten, mögen beynt Sterben lachen, äußerlich und innerlich. Achtet daher nicht auf diese nassen Augen und auf diese kläglichen Stimmen; betrachtet diesen Gang, diese Gesichtsfarbe, und diese vollen Wangen, unter diesem dicken Flor, dadurch reden sie eine verständliche Sprache. Wenige unter ihnen gibt es, deren Gesundheit nicht immer zunahme, ein Umstand, der nicht lügen kann;

dieses feyerliche Betragen sieht nicht sowohl hinter sich, als vor sich; es geht mehr auf Kauf als auf Bezahlen. Eine ehrliche und sehr schöne Dame, die ich in meiner Kindheit kannte, welche noch als Witwe eines Prinzen lebt, und ungleich mehr Sorge auf ihren Puz verwendete, als es die Geseze unsern Witwen erlauben, antwortete denjenigen, welche ihr darüber Vorwürfe machten: „Ich thue es deswegen, weil ich keine neue Freundschaften machen will, und nicht darauf ausgehe, mich wieder zu verheyrathen.“ Um unsern Sitten nichts im geringsten zur Last zu legen, habe ich hier drey Frauen ausgewählt, welche bey dem Tode ihrer Ehemänner starke Proben ihrer Güte und Zuneigung abgelegt haben. Es sind Beyspiele vor etwas anderer Natur und so überzeugend, daß sie zuversichtlich auf das Leben zurückschließen lassen. Der jüngere Plinius hatte bey einem seiner Landhäuser in Italien einen Nachbar, der außerordentlich von einigen Geschwüren gequält wurde, die ihm an heimlichen Orten entstanden waren. Seine Ehefrau, die ihn so lange schmachten sah, bat ihn, ihr zu erlauben, daß sie sein Übel gemächlich und genau besehen dürfe, um ihm dann offener als ein anderer zu sagen, was dabey zu hoffen stände. Nachdem sie dieses von ihm erhalten, und sorgfältige Untersuchung angestellt hatte, befand sie es unmöglich, daß er davon genesen, und daß alles, was man erwarten könne, darin be-

stünde, daß er sich noch lange mit einem schmerzhaften fränklichen Zustande schleppen könne. Sie rieth ihm also, als das sicherste und zuverlässigste Mittel, sich das Leben zu nehmen, und als sie ihn ein wenig weichherzig zu einem solchen harten Unternehmen befand, so sagte sie zu ihm: „Glaube nicht mein Freund, daß ich die Schmerzen, welche ich dich leiden sehe, weniger fühle als du selbst, und daß ich, um mich davon zu befreyen, mich nicht selbst der Arzney bedienen werde, die ich dir anrathе. Ich will dir bey deiner Genesung Gesellschaft leisten, wie ich deine Krankheit mit gefühlt habe: leg diese Furcht ab, und denke, daß wir bey diesem Übergange nichts als Vergnügen empfinden werden, weil er uns von solchen Plagen befreyen wird. Wir werden ganz froh den Weg mit einander machen. Dieß gesagt, und nachdem sie den Muth ihres Mannes angefeuert hatte, beschloß sie, daß sie sich durch ein Fenster ihrer Wohnung, welche an das Meer stieß, in das Wasser stürzen wolle, und um diese Treue und starke Zuneigung, womit sie ihn in seinem Leben umfaßt hatte, bis an das Ende zu behaupten, wollte sie auch noch, daß er in ihren Armen stürbe; weil sie aber besorgte, diese möchten schwach werden, oder ihn im Fallen loslassen, ließ sie sich recht fest mit ihm um die Mitte des Leibes zusammen binden, und verließ also ihr Leben, der Ruhe ihres Ehemannes wegen. Diese war aus niedri-

gem Stande, und in dieser Classe von Leuten ist es eben nichts so Neues, Züge von außerordentlicher Herzensgüte anzutreffen.

— Extrema per illos

Iustitia excedens terris vestigia fecit.

(Virg. Georg. 2.)

Die beyden andern sind aus adeligen und reichen Ständen genommen, wo die Beyspiele der Tugend dünner gesäet sind. Arria, Gemahlinn des Cecina Pätus, eines Mannes von consularischer Würde, war die Mutter einer andern Arria, Gemahlinn des Thrasea Pätus, desjenigen, dessen Tugend zur Zeit des Nero so berühmt war, und durch ihren Schwiegersohn Großmutter der Fannia: denn die Ähnlichkeit der Nahmen dieser Männer und Weiber, und die Ähnlichkeit ihrer Schicksale hat manchen Irrthum veranlaßt. Als Cecina Pätus, Gemahl der ersten Arria, von den Leuten des Kaisers Claudius, nach der Niederlage des Scribonianus, dessen Partey er gefolgt war, zum Gefangenen gemacht worden, hat sie diejenigen, die ihn als Gefangenen nach Rom führten, sie möchten sie in ihr Schiff nehmen, wo sie ihnen weit weniger Last und Kosten machen würde, als eine Anzahl von Leuten, die nöthig seyn würde, ihren Gemahl auf dem Schiffe zu bedienen. Sie allein wolle für seine Aufwartung, seine Küche und übrige Bedürfnisse sorgen, und als sie ihr solches abschlu-

gen, warf sie sich in ein Fischerboot, das sie auf der Stelle miethete, und folgte ihnen beständig nach. Als sie in Rom angelangt war, und eines Tages Junia, die Witwe des Scribonianus, in Gegenwart des Kaisers sie ganz vertraulich, wegen des gemeinsamen Schicksals, das sie beyde betroffen, anredete, wies sie solche rund weg mit diesen Worten ab: „Ich habe mit dir nichts zu reden, nichts von dir anzuhören. Wurde nicht Scribonianus in deinem Schooße getödtet, und du lebst noch?“ Diese Worte und noch andere Zeichen ließen ihre Anverwandten vermuthen, daß sie ungeduldig, das Schicksal ihres Mannes zu ertragen, damit umgehe, sich selbst zu entleiben; und Thrasea, ihr Schwiegersohn, der sie deswegen dringend bat, sie möchte ihrer schonen, und ihr folgendes sagte: „Wie, wenn mich ein ähnliches Schicksal, als den Cecina, beträfe, wolltest Du, daß meine Frau, Deine Tochter, eben dasselbige thäte?“ „Ob ich es wollte,“ versetzte sie, „Ja, allerdings wollte ichs, wenn sie eben so lange und eben so einig mit dir gelebt hätte, als ich mit meinem Manne gelebt habe.“ Diese Antwort vermehrte die Sorgfalt, die man ihrentwegen hegte, und machte, daß man genau auf ihre Tritte und Schritte Acht gab. Eines Tages, nachdem sie zu denjenigen, die sie bewacht, gesagt hatte: „Ihr mögt thun, was ihr wollt; machen könnt ihr zwar, daß ich eines schlimmern Todes sterbe, aber verhindern, daß

„Ich sterbe, könnt ihr nicht!“ sprang sie wüthend von einem Stuhl auf, auf dem sie saß, und stieß mit aller Gewalt mit dem Kopfe gegen die nächste Wand: von diesem Stöße fiel sie hart verwundet ohnmächtig der Länge nach nieder. Nachdem man sie wieder zu sich selbst gebracht hatte, sagte sie: „Habe ich es euch nicht gesagt, daß ich, wenn ihr mich an einer leichten Todesart hindert, eine andere wählen würde, wäre sie auch noch so schmerzhaft?“ Das Ende einer so bewundernswürdigen Tugend war folgendes. Da ihr Gemahl, Pätus, für sich selbst nicht Herz genug hatte, sich den Tod zu geben, wozu ihm die Grausamkeit des Kaisers bestimmt hatte, nahm sie eines Tages, nachdem sie erst alle Gründe angewandt hatte, ihn zu dem Entschlusse zu bewegen, den sie ihm einflößen wollte, den Dolch, den ihr Ehemann trug, in ihre Hände, und nachdem sie ihre Ermahnung beschlossen hatte, sagte sie: „Mache es so, Pätus,“ und in dem Augenblicke, da sie sich damit einen tödtlichen Stoß in die Brust gegeben, und ihn wieder aus der Wunde gezogen, reichte sie ihm solchen dar, und endigte das Leben mit diesen edlen, großmüthigen und unsterblichen Worten: „Paete, nec dolet.“ Sie hatte nicht mehr Zeit, als diese drey Worte eines so herrlichen Inhalts zu sagen: „Pätus, es schmerzt nicht.“

Castia suo gladium cum traderet Arria Paeto
Quem de visceribus traxerat ipsa suis,

Si qua fides, vulnus, quod feci, non dolet, inquit,
Sed quod tu facies, id mihi Paete dolet.

(Mart. I. 14.)

Jene drey Worte sind weit nachdrücklicher, und sagen bey ihrer Kürze weit mehr: denn so wenig die Wunde und der Tod ihres Mannes, als ihre eigenen machten ihr Schmerzen, so wenig, daß sie selbst dazu Rath und Anlaß gewesen war: aber nachdem sie dieses erhabene und herzhafte Unternehmen bloß zum Besten ihres Gemahls ausgeführt hatte, liegt ihr nichts weiter am Herzen, als dieser, und noch im letzten Augenblicke ihres Lebens will sie ihm die Furcht benehmen, ihr im Tode zu folgen. Pätus tödtete sich hierauf alsobald mit demselbigen Dolche; er mochte sich, wie ich glaube, ein wenig schämen, daß er eines so theuren, köstlichen Unterrichts bedurft hatte.

Pompeja Paulina, eine junge römische Dame, von sehr edlem Hause, hatte den Seneka in seinem hohen Alter geheyrathet. Nero, sein lebenswürdiger Sögling, schickte einige seiner bewaffneten Leibgarden zu ihm, um ihm den allernädigsten Befehl zu seinem Tode zu eröffnen, welches auf folgende Art zu geschehen pflegte. Wenn die römischen Kaiser jener Zeit einen Mann von Stand und Würden zum Tode verurtheilt hatten, ließen sie ihm durch ihre Officiere die Wahl antragen, welche Todesart ihm gefällig wäre, und zugleich die Frist anberaumen, innerhalb welcher

der allergnädigste Befehl zu vollziehen sey; welche Frist denn bald länger oder kürzer war, um darin sein Haus zu bestellen, je nachdem der allergnädigste Zorn mehr oder weniger brennend war, und zuweilen wurde auch zu diesem Hausbestellen gar keine Zeit noch Raum gelassen: und wenn der mit dem Tode begnadigte Mann etwa ein wenig gegen die Überbringer truchsete, so hatten die Officiere gewöhnlich dazu abgerichtete Leute bey sich, solchen ins Werk zu setzen, dadurch daß sie ihm die Adern an Armen und Füßen abschnitten, oder ihm eine Portion Gift mit Gewalt hinunterwürgen halfen. Männer aber, die auf Ehre hielten, ließen es zu dieser Nothwendigkeit nicht kommen, und bedienten sich des Endes ihrer eigenen Leib- und Wundärzte. Seneka vernahm ihren Auftrag mit ruhiger und standhafter Mine, und verlangte darauf Papier und Feder um sein Testament zu machen. Da ihn der Hauptmann der Leibwache solches abschlug, wandte sich Seneka gegen seine Freunde und sagte: „Weil ich Euch zur Erkenntlichkeit für alles das, was ich Euch schuldig bin, nicht zwey Dreyer nachlassen kann, so will ich Euch wenigstens das nachlassen, was ich als das kostbarste habe, nämlich, das Bild meiner Sitten und meines Lebens, welches ich Euch bitte, in Andenken zu behalten, damit, indem Ihr solches thut, Ihr den Ruhm von redlichen und aufrichtigen Freunden erwerben möget:“ und nachdem er zu

gleicher Zeit, bald dem einen zusprach, um den Schmerz zu lindern, den er ihn leiden sah, und bald die Stimme mehr erhob, um ihn darüber zu tadeln, sprach er: „Wo bleiben die schönen Lehren der Philosophie? Was ist aus den Trostgründen geworden, die wir seit so vielen Jahren her, gegen alle Schläge des Glücks gesammelt haben? War uns etwa die Grausamkeit des Nero so unbekannt? Was konnten wir von dem anders erwarten, der seine Mutter und seinen Bruder umgebracht hat, als daß er auch noch seinen Erzieher umbringen würde, der ihn gepflegt, genährt und gelehrt hat?“ Nachdem er diese Worte überhaupt zu allen gesagt hatte, wandte er sich zu seiner Gemahlinn, und als sie, da er sie herzlich umarmte, gleichsam vor Traurigkeit und Schmerz schwach ward, und hinsinken wollte, bat er sie, sie möchte aus Liebe zu ihm diese Begebenheit mit etwas mehr Geduld ertragen, denn es sey die Stunde gekommen, wo er nicht mehr durch Reden und Disputiren, sondern in der That und Wirkung zeigen solle, was für Früchte er aus seinem Studiren gezogen, und gehe er gewiß dem Tode nicht nur ohne Betrübniß, sondern selbst mit Freudigkeit entgegen. „Sonach meine geliebte Freundin,“ fügt er hinzu, „entehre ihn nicht durch deine Zähren, damit es nicht scheine, daß du dich selbst lieber habest, als meinen Ruhm. Stille deinen Schmerz, und tröste dich mit der Kenntniß, die du von mir und

meinen Handlungen gehabt hast, und bringe das Ubrige deines Lebens mit den löblichen Geschäften zu, denen du bisher ergeben warst.“ Als hierauf Paulina sich ein wenig wieder erhohlt, und ihren erhabenen Geist durch eine edle Empfindung gestärkt hatte, antwortete sie: „Nein, Seneka, ich bin nicht gesonnen, dich in dieser Noth ohne meine Gesellschaft zu lassen. Ich will nicht, daß du denken könntest, die tugendhaften Beyspiele deines Lebens hätten mich noch nicht gelehrt, wohl zu sterben: und wann könnte ich es wohl besser, rühmlicher, und mehr nach meinem Wunsche, als mit dir? Also rechne darauf, daß ich mit dir zugleich von hinnen gehe.“ Hierauf sagte Seneka, der einen so ruhmwürdigen, edlen Entschluß von seiner Gattinn sehr wohl aufnahm und sich auf diese Art von der Furcht befreyt sah, sie der Gewalt und Grausamkeit seiner Feinde zu hinterlassen: „Paulina, ich hatte dir gerathen, was zu der löblichen Führung deines Lebens dienen konnte. Du ziehst die Ehre des Todes vor: gewiß, ich beneide dir solche nicht. Festigkeit und Entschlossenheit sey also gleich bey unserm beyderseitigen Ende, die Schönheit und der Ruhm aber sey größer auf deiner Seite.“ Darauf schlug man ihnen beyden zu gleicher Zeit die Adern am Arm: weil aber die Adern des Seneka theils vor Alter, theils wegen seiner großen Enthalttsamkeit enger geworden, und also zu sparsam und langsam flossen, befahl er,

daß man ihm auch noch die Adern der Hüfte öffnen solle, und damit der Schmerz, den er dadurch litt, das Herz seiner Frau nicht erweichen möchte, und er sich selbst den Kummer erspare, den er über ihren traurigen Zustand empfand, bat er sie, nachdem er von ihr den zärtlichsten Abschied genommen hatte, sie möchte erlauben, daß man ihn in ein nahegelegenes Zimmer brächte, welches geschah. Da aber alle geöffneten Adern noch nicht hinreichten, ihm den Tod zu bringen, befahl er dem Statius Annäus, seinem Arzte, ihm einen Gisttrank zuzubereiten, welcher aber auch nicht vielmehr wirken wollte, denn seine Glieder waren bereits so schwach und so kalt, daß das Gift nicht bis zum Herzen zu dringen vermochte. Deshalb bereitete man dazu noch für ihn ein sehr heißes Bad: und als er hierauf sein Ende nahe fühlte, sprach er, so lange er noch Athem hatte, vortreflich über den Zustand, worin er sich befände, welches seine Schreiber aufsaften, so lange sie seine Stimme vernehmen konnten, und seine letzten Worte blieben, noch lange Zeit nachher, mit ehrenvoller Achtung in den Händen der Menschen: und es ist ein sehr trauriger Verlust, daß solche nicht bis auf uns gelangt sind. Als er die letzten Stöße des Todes fühlte, nahm er von dem ganz blutigen Wasser des Bades, und goß davon auf seinen Kopf, wobey er sagte: „Dieß „Opfer bringe ich Jupiter, dem Freyheitsgeber.“ Als Nero von diesem ganzen Vorgange Bericht er-

hielt, mochte er wohl fürchten, daß der Tod der Paulina, die mit den vornehmsten römischen Damen verwandt war, und gegen die er nicht die geringste Ursache der Feindschaft hatte, ihm sehr übel ausgelegt werden möchte: er schickte also in aller Eile hin, ihre Adern verbinden zu lassen, welches ihre Leute verrichteten, ohne daß sie davon etwas wußte, weil sie bereits halb todt und ohne alle Empfindung war; und das Leben, was sie gegen ihren Willen nachher noch führte, war sehr rühmlich und wie es sich ihrer Tugend geziemte: die bleiche Farbe ihres Gesichts zeigte, wie viel sie von ihrem Leben bereits durch ihre Wunden hatte wegfließen lassen.

Dies sind meine drey sehr wahrhaftigen Erzählungen, die ich eben so anziehend und tragisch befinde, als nur irgend eine, die wir zur Belustigung des Publikums aus unserm Gehirne zu spinnen pflegen, und wundere ich mich dabey nur, daß diejenigen, die sich mit dergleichen abgeben, nicht lieber zehntausend sehr hübsche Geschichten, die man in Büchern aufgezeichnet findet, auswählen, wobey sie selbst weniger Mühe, und wovon der Leser mehr Nutzen und Vergnügen haben würde. Und wer sich den Zeitvertreib machen wollte, eine ganze Sammlung solcher Geschichten zu geben, der brauchte von dem Seinigen nichts hinzuzuthun, sondern nur sie zusammenzufügen oder zu löthen, wie die Metallarbeiter und könnte auf sol-

che Weise, eine Menge wahrhafter Begebenheiten, von allerley Art sammeln, und so stellen und vertheilen, wie es die Schönheit des Werks verlangte; ungefähr wie Ovidius seine Verwandlungen aus der großen Anzahl verschiedener Fabeln, zusammen gereihet hat.

Beÿ diesem letzten Ehepaar ist noch zu bemerken, daß Paulina aus Liebe gegen ihren Gatten völlig dem Leben entsagte, und daß ihr Gatte eben aus Liebe zu ihr eben so willig dem Tode entsagt hatte. Für uns wäre nun wohl nicht viel Gleichgewicht bey diesem Tausche zu finden: aber nach seinen stoischen Grundsätzen berechnet, dünkt mich, habe er geglaubt, eben so viel für sie gethan zu haben, da er ihr zu Gunsten sein Leben verlängerte, als wenn er aus Liebe zu ihr gestorben wäre. In einem seiner Briefe, den er an den Lucilius schrieb, gibt er diesem zu verstehn, daß er zu Rom von einem Fieber angegriffen worden, und daß er sich alsobald in seinen Wagen geworfen, um nach einem seiner Landhäuser zu fahren, daß seine Gemahlinn solches nicht gerne gesehen, und ihn habe zurück halten wollen, daß er ihr aber geantwortet habe, sein Fieber entstehe nicht aus dem Körper, sondern von dem Orte, und hierauf fügt er folgendes hinzu: „Sie ließ mich hingehen und bat mich sehr, für meine Gesundheit zu sorgen, und ich, weil ich weiß, daß ihr Leben an dem meinigen hängt, fange an für

Das meinige zu sorgen, weil ich dadurch auch für das ihrige forge. Die Freyheit, welche mir mein Alter gegeben hatte, und die mich zu verschiedenen Dingen fester, entschlossener und standhafter machte, die verliere ich, wenn ich bedenke, daß an dieses alte Leben ein junges Leben geknüpft ist, dem ich Nutzen schaffe. Da ich sie nicht dahin bringen kann, daß sie mich mit mehr Herzhaftigkeit liebe, so bringt sie mich dahin, mich selbst mit mehr Sorgfalt zu lieben, denn es ist billig, der ehelichen Liebe etwas aufzuopfern, und zuweilen, wenn uns auch die Gelegenheit zum Gegentheile anlocken möchte, muß man das Leben zu erhalten suchen, wäre es auch mit allerley Unlust verbunden. Man muß die Seele mit den Zähnen zurückhalten, weil für rechtschaffene Leute das Geboth zu leben nicht gedeutet werden kann, so lange zu leben, als sie selbst wollen, sondern so lange als sie sollen. Derjenige, welcher seine Gattinn oder seinen Freund nicht hoch genug schätzt, um ihrentwegen sein Leben zu verlängern, und eigensinnig darauf beharrt zu sterben, der ist zu weich und eigensüchtig. So viel Macht muß die Seele über sich erhalten können, wenn es der Vortheil der Unfrigen verlangt; wir müssen zuweilen auch etwas für unsere Freunde thun, und wenn wir unserer selbstwegen sterben möchten, ihnen zu Gefallen unsern Vorsatz aufgeben. Es ist ein Beweis von hohem Muthe, zum Besten anderer das

Leben zu behalten, wie einige vorzüglich treffliche Personen gethan haben, und es ist ein Zug von außerordentlicher Güte des Herzens, sein selbst im Alter zu schonen (dessen größter Vorzug darin bestehet, daß man auf seine Dauer nicht achtet, und einen herzhaften und gleichgültigen Gebrauch vom Leben macht) wenn man fühlt, daß diese Dienstleistung einer geliebten Person angenehm, lieb und nützlich ist. Auch erhält man dafür eine sehr angenehme Belohnung: denn was kann mehr Freude machen, als seiner Gattinn so lieb zu seyn, daß man in Bezug auf sie sich selbst lieber wird? Auch hat meine Paulina mir nicht nur ihre Furcht auf meine Schultern gelegt, sondern auch noch dazu meine eigene. Es ist mir nicht genug gewesen zu bedenken, mit welcher Entschlossenheit ich sterben könne, sondern ich habe auch bedacht, wie Kleinmüthig sie meinen Tod ertragen würde. Ich habe mir den Zwang auferlegt, zu leben, und zuweilen ist der Entschluß zu leben, wirkliche Seelengröße.“ Herrliche Worte sind das, wie er sie zu sagen pflegte.